

Und ohne dieses Wort wäre das Gedicht nichts

– Rainer Kirsch wurde 80. Ein Gespräch von Burga Kalinowski mit dem Schriftsteller und Dichter über Anfänge, den Tod und das Dazwischen. –

Auf dem Weg zum Gespräch mit Rainer Kirsch geht mir eine Gedichtzeile von ihm unentwegt im Kopf herum. „... Und malvenfarben dehnt sich der Moment“. Zauber mit Worten, suggestiv und unsentimental. Gedichte, die süchtig machen nach mehr in dieser Sprache, ihrer Klarheit, ihrer Musikalität.

Kirschs Gedichte geben Antworten auf fast alle Fragen. Es sind poetische Botschaften. Worte, verwoben mit Genauigkeit und Phantasterei, Kenntnis und Erkenntnis, Leichtigkeit und Anmut. Durchwirkt mit Ironie und scharfsinnigen Anspielungen. Kirschs Essay über die Kunst des poetischen Übersetzens hat den Titel „Das Wort und seine Strahlung“. Wirklich zuwider sind ihm falsche Worte und schlechte Verse.

Er wohnt in Berlin-Marzahn, ist hierher gezogen der Wohnung wegen. Sie ist geräumig und sehr aufgeräumt. Platz für sein Klavier, die vielen Bücher, Schaukelstuhl und den kleinen Panzerschrank, in dem Manuskripte liegen und Unterlagen. Er blickt ins Grüne.

Ich erzähle ihm das mit der Zeile im Kopf. Er lächelt und sagt „Ja ja. Das ist aus ‚Petrarca hat Malven im Garten und beschweigt die Welträtsel‘“.

Wir reden von fernen Zeiten, die uns nahe sind. Von vergangenen Zeiten, die natürlich nicht vergangen sind. Wie sollten sie auch? Sie stecken in den Alltäglichkeiten. Vergangenheit verlässt einen nicht. All seine Bücher aufzuführen – das würde eine lange Liste. Es wird auch ein langes Gespräch.

Über Anfänge, den Tod und über das Dazwischen. Dazu nimmt Rainer Kirsch einen Cognac und raucht eine Zigarette. Beides mit Genuss.

Burga Kalinowski: *Wie feiern Sie Ihren Geburtstag?*

Rainer Kirsch: Still. Ich habe keine Neigung zu großen Feiern. Leute sterben weg, und man selber stirbt auch bald – also, ich habe keine Lust.

Kalinowski: *Welche Wünsche haben Sie?*

Kirsch: Gesund sein und arbeiten zu können. Ich arbeite jetzt an den Bänden fünf bis acht der Werkausgabe im *Eulenspiegelverlag*. Bald sind sie fertig. Wenn ich die Kraft habe, dann wird noch eine Briefauswahl kommen.

Kalinowski: *In Ihrem Gilde-Porträt aus „Kopien nach Originalen“ stellen Sie drei Fragen: Woran arbeiten Sie? Wie schätzen Sie Ihre Arbeit ein? Was wollen Sie erreichen? Also: Wie schätzen Sie Ihre Arbeit ein?*

Kirsch: Das, was ich habe stehen lassen, schätze ich hoch und glaube – sofern überhaupt noch Zeiten kommen, in denen Dichtung wieder geschätzt wird –, dass es auf Dauer gearbeitet ist. Ich bin nicht so eitel, dass ich etwas für schätzenswert erklärte, obwohl ich es nicht mehr schätze. Ich bin dann vielmehr froh, dass ich es weglassen kann. Ein paar Sachen sind auch rausgeflogen, weil ich gesehen habe, das ist nicht reparabel. Und wenn Sie ein Ensemble haben von zehn Gedichten, und Sie haben ein schlechtes drin, dann verdirbt das eine das ganze Umfeld, weil es ja das Gehirn des Lesenden zumüllt. Und die dritte Frage war: Was will ich mit der Arbeit erreichen?

Kalinowski: *Ja, was wollen Sie erreichen?*

Kirsch: Bleibende Bilder von der Welt machen, indem ich schreibe. Intensive Momentaufnahme **von der**

Welt liefern und mich damit einordnen in, sagen wir mal, das Ensemble der Weltkunst. Dem etwas hinzufügen. Das muss sich entwickeln. Originalität kommt von selbst, wenn man genau arbeitet. Man darf Originalität nicht wollen. Die heutige Art, dass man sich dicke tut, ist schädlich. Erstens für den Autor **und** zweitens für die Kunst.

Kalinowski: „Welch Glücksfall, zur Zeit geboren zu sein“, schreiben Sie in den Porträts. Das bedeutet „zur rechten Zeit“. Sie kamen 1934 auf die Welt.

Kirsch: Das heißt, ich war zwar bei den Pimpfen, aber mir ist die HJ erspart geblieben. Wäre ich drei Jahre eher geboren, hätte ich Flakhelfer werden müssen.

Kalinowski: *Und was war mit dem Krieg?*

Kirsch: Wir wohnten auf dem Dorf. Da kam der Krieg nicht hin. Da fiel mal eine Bombe auf eine Wiese am Fluss, die Mulde war das, und wir bestaunten alle den Bombentrichter und wer Granatsplitter fand, der freute sich. Einmal kamen die Russen ins Dorf, und ich weiß noch, meine Großmutter sagte: Kinder, wascht euch die Hände, die Russen kommen. Das haben wir Kinder schon damals als bemerkenswert empfunden.

Kalinowski: *Was nimmt man als Kind aus solcher Zeit mit?*

Kirsch: Man beobachtet still und nimmt bestimmte Verhaltensweisen an. Üblich war, man grüßte mit „Heil Hitler!“. Ab Mai 1945 wurde uns eingeschärft: Sagt nicht mehr „Heil Hitler!“ – „Wie soll ich denn sagen?“ – „Guten Tag.“ Also wurde „Heil Hitler!“ durch „Guten Tag“ ersetzt. Das ist seltsam, aber nicht für ein Kind. Eine ganz einfache Verhaltensänderung.

Kalinowski: *Was haben Sie als Kind gelesen?*

Kirsch: Mein Vater hatte eine Bibliothek, in der habe ich Schiller gelesen. Dann standen da auch Halbnazis wie Kolbenheyer, Frank Thieß. Aber doch mehr Klassiker. Eine Goethe-Ausgabe. Ich habe da drin gelesen, wahrscheinlich ohne viel zu verstehen. Trotzdem lernt man ja.

Kalinowski: *Sie lernten auch Klavierspielen?*

Kirsch: Das hat sich ergeben. Wir hatten ein Klavier. Mein Vater konnte spielen. Ich erhielt Unterricht bei dem Lehrer der Dorfschule, der auch Kantor war. Später in Halle machte ich weiter. Es reichte für Schlager, ein bisschen angejazzte Tanzmusik auf dem Klavier und auf dem Akkordeon. Da war ich...

Kalinowski: *... immer umschwärmt?*

Kirsch: Nö, das kann ich nicht sagen, aber ich konnte auf dem Klavier einen ganz anständigen Blues und einen Boogie spielen und auch in verschiedenartigen Stilen improvisieren.

Kalinowski: *Lesen, Klavierspielen – noch kein Gedanke ans Schreiben?*

Kirsch: Nein. Ich habe mal meinem Vater ein Gedicht ins Feld geschickt. Später kleine Gedichtchen zum Geburtstag. Dann kommt die Pubertät und man schreibt Liebesgedichte. Dann kam ich ins Politische.

Kalinowski: *Inwiefern?*

Kirsch: Ja Gott, weil das umging überall. 1952 war ich nach Roßleben auf die Oberschule gekommen in die 12. Klasse. 1953 Abitur. Als ich vom Abitur nach Hause kam, war Juni.

Kalinowski: *17. Juni.*

Kirsch: Genau. Und ich war mit 18 oder 17 Jahren in die SED eingetreten und trug eine blaue Samtjacke.

Kalinowski: *Blauer Samt!?*

Kirsch: Ja, die Mutter meiner Freundin hatte bei der Wismut blauen gerippten Samt besorgt. Da habe ich mir ein schönes blaues Samtjacket machen lassen. Das war sehr schick damals. Und ich hatte ein kleines Parteiabzeichen am Revers. Ich kam also nach Hause und sagte, ich gehe in die Stadt. Mach wenigstens dein Parteiabzeichen ab, sagte meine Mutter. Es stellte sich dann heraus, dass Ilse Koch, diese KZ-Kommandantin, auf dem Marktplatz in Halle sprach. Die Protestmeute hatte sie rausgeholt aus dem Gefängnis. Im Herbst begann dann mein Geschichtsstudium in Halle, zwei Jahre später ging ich nach Jena zur Philosophie.

Kalinowski: *Warum sind Sie Mitglied der SED geworden?*

Kirsch: Aus Überzeugung.

Kalinowski: *Was hat Sie überzeugt?*

Kirsch: Ganz genau weiß ich es nicht... Vielleicht, dass man gewissermaßen in der Opposition war, wenn man dabei war. Viele waren doch gegen Kommunisten. Als SED-Mitglied gehörte man zu den wenigen Fortschrittlichen, wie wir damals sagten. Mit einem kleinen Schulchor zogen wir durch Halle und sangen „Fort mit den Trümmern und was Neues hingebaut“.

Kalinowski: *Das ist nicht falsch.*

Kirsch: Das waren keine falschen Lieder, nee, aber wir verstanden uns als Agitatoren, um sozusagen der stumpfen Bevölkerung zu zeigen, hier geht der Weg lang. Das war kein Opportunismus, dass ich da rein bin. Ich hatte keine Vorteile davon, sondern das schien mir das Konzept für die Zukunft.

Kalinowski: *Haben Sie das auch für sich so verstanden?*

Kirsch: Ja, auch, aber doch mehr für die Gesellschaft. Was denkt man als 16-Jähriger schon an seine Zukunft. Man hatte ja, ich jedenfalls, kein Karrierebewusstsein. Heute wird das viel zeitiger eingeübt, aber damals nicht.

Kalinowski: *Für Sie war das eine Vision?*

Kirsch: Ja, ein Bild, wohin die Gesellschaft sollte. Ein Ziel. Eine Utopie. Sozusagen der erste Entwurf und dann kam der Weg dahin, holzschnittartig gesagt. Außerdem war in dieser Zeit Ernst Bloch nach Leipzig gekommen und sein Werk *Das Prinzip Hoffnung* erschien. In der Literaturwissenschaft war Georg Lukács sozusagen der Oberguru und wurde von der deutschen Germanistik und Philosophie angehimmelt. Dann kam 1956 der Ungarn-Aufstand und Lukács hatte mit dem Petöfi-Club angeblich den Aufstand vorbereitet, und plötzlich fiel er vom Podest. Man fiel schnell damals. Bloch wurde 1957 aus politischen Gründen, nicht wegen seines Alters, emeritiert. Ihn habe ich immer sehr gern gelesen. Lukács nicht. Lukács, das klang mir immer wie Shdanow. Der war der Schwiegersohn von Stalin und Chefideologe in der Sowjetunion. Er sortierte die Leute in Schubladen und sagte, was Realismus zu sein hätte und was nicht. Ich mochte das nicht.

Kalinowski: *Ihr Widerspruch machte einige Leute sehr misstrauisch: Sie flogen 1957 aus der SED und von der Uni Jena und sollten sich nun in der Produktion bewähren. So hieß das. Wenig später wurden Sie Kandidat für den Schriftstellerverband. Der vermittelte Sie gewissermaßen in eine LPG. Sie haben dort Rüben gehackt und nebenbei geschrieben?*

Kirsch: Das war übrigens ganz angenehm. Wenn man alleine auf dem Feld ist – da war Zeit zum Denken. Und ich bekam bald mehr freie Tage, also zum Schreiben. Damals habe ich zwei, drei Hörspiele gemacht und damit ein bisschen Geld verdient. Man konnte ja auch von sehr wenig leben. Wir, Sarah und ich, waren damals schon verheiratet und wohnten auf einem Oberboden. Küche, Schlafzimmer, Wohnzimmer. Zehn Mark haben wir dafür bezahlt. Sarah studierte noch mit einem kleinen Stipendium, wir hatten ganz wenig Geld. Ich weiß noch, wie wir uns einmal ein Päckchen Kaffee gekauft hatten und ein Glas Stachelbeeren. Das war ein Festmahl für uns: Stachelbeerkompott mit Kaffee. Sarah kriegte dann eine Arbeitsstelle als Biologin in Halle.

Kalinowski: *Wie kam es, dass sie zusammen nach Leipzig an das Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ gegangen sind?*

Kirsch: Ich hatte Sarah einmal mit in den Schriftstellerverband genommen. Es ging um eine Solidaritätsaktion für die Freilassung des griechischen Kommunisten Manolis Glezos. Glezos hatte 1941 unter der deutschen Besetzung die rote Fahne auf der Akropolis als Symbol des Widerstandes gegen die Faschisten gehisst. Er war hier bekannt. Sarah hat also ein Gedicht über ihn geschrieben. Das wurde in der Bezirkszeitung der SED, der „Freiheit“, veröffentlicht. Irgendwer sagte: Bring doch die junge Dame mal mit – das habe ich gemacht. Sie sah auch hübsch aus, mit einem Zopf und so niedlich puppenhaft. Und sie schrieb weiter.

Kalinowski: *Dann gingen Sie beide an das Literaturinstitut.*

Kirsch: Es gab verschiedene Jahrgänge. Vor uns war ein Arrivierten-Lehrgang. Der wurde, auch ein bisschen ironisch, so genannt. Die Leute hatten schon einen Namen: Irmtraud Morgner, Karl-Heinz Jakobs, Erich Loest. 1963 begann ein Drei-Jahres-Lehrgang – da haben wir angefangen, mit einem relativ ordentlichem Stipendium. Der Höchstbetrag war 600 Mark.

Kalinowski: *Sie konnten davon leben?*

Kirsch: Wir hatten zusammen 1.000 DDR-Mark und zahlten für die Wohnung, die wir listig ertauscht hatten, 64 Mark für drei Zimmer: Die Lebensmittel waren sowieso billig, Fahrkosten nach Leipzig auch. Eine Monatskarte kostete fast nichts.

Kalinowski: *Von heute her: War das Institut sinnvoll?*

Kirsch: Ja, für mich und sicher auch für Sarah. Weil wir genügend eigene Substanz hatten, um uns das rauszusuchen, was wir brauchten. Ich habe zum Beispiel nach dem ersten Jahr einen Aufsatz geschrieben über das Prosaschreiben oder ich habe Walter Benjamin gelesen. Da erarbeitet man sich nicht nur Stilmittel, sondern vor allem Betrachtungsweisen, auch Kürze und Prägnanz.

Kalinowski: *Welche Dozenten waren für Sie wichtig?*

Kirsch: Das war vor allen Dingen Georg Maurer, der das Poesie-Seminar leitete.

Kalinowski: *Was ist mit der „sächsischen Dichterschule“ gemeint?*

Kirsch: Die „sächsische Dichterschule“ war eine eigentlich ironisch gemeinte Formulierung von Adolf Endler. So wie es die „schlesische Dichterschule“ gab, bildeten wir die sächsische. Das meinte Karl Mickel, Sarah, mich, Volker Braun, Peter Gosse, Richard Leising und einige andere noch. Wir haben die Formel umgedreht und als positive Bezeichnung genommen: Ja, wir sind die sächsische Dichterschule.

Kalinowski: *Was macht diese Schule aus?*

Kirsch: In einem kurzen Text von mir zum Tod von Richard Leising 1997 zähle ich vier Eigenschaften der sächsischen Dichterschule auf: Sanguinik, Weltbezug, Handwerksernst und Bestehen auf Vernunft. Peter Gosse hat es so formuliert, ich habe es bloß verbreitet.

Kalinowski: *Peter Gosse hat Ihnen zum 70. eine schöne Mappe geschenkt.*

Kirsch: Eine wunderschöne Mappe. Die hat mich zu meinem letzten Gedicht angeregt. Ein Sonett.

Kalinowski: Wollen Sie es mal lesen?

Kirsch:

*Die uns gönnten, waren meistens wenig.
Die uns schmähten, waren öfter viel.
Unter Dumpfen spielten Mogler König
Und das Spiel verstehn warf aus dem Spiel.*

*Wieso, gleichwohl, kennen wir Gerüche?
Und auf unsern Schultern sitzt der Kopf?
Zieren schärfste Messer unsre Küche?
Schmort in Rotwein mittags Fleisch im Topf?*

*Und der hohe Ton, den wir versiebtent?
Und die Frauen, die uns störrisch liebten?
Und das Laub, darauf der Fuß ausglitscht?*

*Da wir uns im Fortmäandern übtent:
Zwischen wieviel Scyllen und Charybden
Sind wir, Bruder, schon hindurchgewitscht?*

Ist doch ein schönes letztes Gedicht.

Kalinowski: *Der Dichter hört auf zu dichten?*

Kirsch: Weiß ich nicht. Vielleicht mache ich mal wieder Gedichte. Die letzten Jahre hatte ich immer anderes zu tun. Die Werkausgabe, dann noch eine Molière-Übersetzung, *Menschenfeind* – das Stück ist streng gereimt und macht Arbeit. Für Gedichte muss man Zeit haben, ohne Druck. Je älter man wird bzw. je älter ich werde, desto strenger ist man mit sich selbst. Es kann vorkommen, dass man 14 Tage nach einem Wort sucht, und erst dann ist das Gedicht fertig. Und ohne dieses Wort wäre das Gedicht nichts.

Kalinowski: *Was ist für Sie Erfolg?*

Kirsch: Das ist etwas Schönes: wenn man weiß, es ist gut, und es wird auch gelesen. Aber oft muss ja reichen, dass man es weiß. Man muss sich dann vertrauen. Kunst lebt ganz tief aus einer Tradition, lebt von selbstgesetzten Grenzen. Nur so ist Qualität möglich. Nicht, indem man beliebig vor sich hinguasselt. Das wird heute gern vergessen.

Kalinowski: *Wie haben Sie die Wende in Erinnerung?*

Kirsch: Ein nicht mehr existenzfähiges System bricht zusammen. Das haben Systeme so an sich, deshalb kann ich auch von keinem Schrecken berichten. Was mich erschreckt hat nach der Wende, war die Masse der krähenden Wendehälse, die auf einmal alles schon gewusst hatten und stolz waren, nun das Sagen zu haben, und die relative Häufigkeit von Häme. Diese Gelüste nach Abrechnung.

Kalinowski: *Was nehmen Sie der DDR übel?*

Kirsch: Wissen sie, ein Staat ist ein Gebilde. Und ein gerechtes Staatswesen ist etwas so Unwahrscheinliches wie der liebe Gott. Es ist schon viel, wenn das Staatswesen einen leben lässt.

Kalinowski: *Was ist heute für Sie faul im Land?*

Kirsch: Ich fürchte, der ganze Kapitalismus ist faul, dafür gibt es ja genügend Beispiele. Nach 1990 war ich kurze Zeit Vorsitzender vom DDR-Schriftstellerverband und da wurde man dann zu Tagungen eingeladen. Einmal habe ich neben einem Bankmenschen aus den höheren Etagen gegessen, wir haben geplaudert und er sagte: „Wissen Sie, was Lenin über Imperialismus sagt, das stimmt doch alles.“

Kalinowski: *In einem Text reden Sie von Desillusionierung, das heißt: erst die Euphorie, dann die Ernüchterung.*

Kirsch: Das ist in meinem Aufsatz über den Abriss der Lenin-Statue auf dem früheren Leninplatz. In der Zeit ist ein Gedicht entstanden. Es heißt „Ich-Soll“, so wie das Ablieferungssoll in der Landwirtschaft. Es geht um die Unterwerfungsrituale, die vom Osten erwartet und oft auch geliefert wurden, vielfach vorauseilend. Da sind auch lustige Passagen drin. Eine gewisse Heiterkeit im Sarkasmus.

Kalinowski: *Das zieht sich durch all Ihre Arbeiten: untergründige Heiterkeit.*

Kirsch: Ja, das habe ich mir erarbeitet. Von der Gemütsanlage bin ich eher ein Melancholiker. Man weiß ja nie, was alles in einem steckt. Ich habe es jedenfalls hervorgeholt, mir eine epikureische Grundierung erarbeitet.

Kalinowski: *Was macht Ihnen Freude?*

Kirsch: Manchmal macht das Dichten Freude und manchmal macht es keine, wenn es tagelang an einer Stelle nichts wird. Zum Leben gehört für mich, mein Inneres lesen zu können und darauf hören zu dürfen. Dabei gibt es auch Überraschungen. Man setzt sich unwillig an die Arbeit und auf einmal kommt eine Formulierung, die 14 Tage lang nicht kommen wollte. Das ist schön.

Kalinowski: *Sie wollten mir noch ein Gedicht nennen, das wir veröffentlichen dürfen.*

Kirsch: Dann nehme ich meinen Grabspruch. Habe ich Ihnen von dem Grab erzählt?

Kalinowski: *Noch nicht.*

Kirsch: Im Jahr 2000 ist mein Freund und Dichterkollege Karl Mickel gestorben. Seine Frau wollte ihn in Friedrichshagen beerdigen lassen. Wir sagten, er muss auf den Dorotheenstädtischen Friedhof, wo Brecht und Hegel liegen. Dann sind wir zum Dorotheenstädtischen Friedhof. Wenn man an Brecht vorbeigeht und in der gleichen Richtung weiter, sind da Urnengräber. Die sind so groß wie ein Backblech. Echt schäbig. Das kam nicht in Frage. Ich bin rumgegangen und habe weitergesucht. In einem Heckengeviert liegt Anna Seghers. Daneben waren zwei Gräber frei. Eins ist nun seins. Und Ingeborg Hunzinger hatte einen Kopf von Mickel gemacht, einen Bronzekopf. Der stand erst in seiner Wohnung, jetzt ist er dort auf einer Stele. Das hat mich mit Bewunderung erfüllt und vielleicht auch mit Neid. Jedenfalls dachte ich, das musst Du auch haben und vor allem: Du musst dich selber kümmern. Dann war das Begräbnis von Mickel, Hunzinger war auch da, und ich sage zu ihr: „Nun müssten wir mal darangehen und meinen Kopf machen.“ – „Ja“, sagt sie. Und dann haben wir bei ihr in Friedrichshagen Porträtsitzungen gemacht. Und hier auf meinem Klavier steht nun mein Kopf in Bronze.

Kalinowski: *Haben Sie denn eine Grabstelle dafür?*

Kirsch: Inzwischen ja. Wenn man den Haupteingang reingeht, ist rechts die Bürobaracke, dann geht man auf den Luther zu und wenn man rechts am Luther vorbei ist, steht 20 Meter weiter eine Linde. Da ist das Grab mit einer Graniteinfassung, die ich habe restaurieren lassen. Dann habe ich mir einen Grabspruch gesucht. Der muss kurz sein.

Kalinowski: Das wäre praktisch.

Kirsch: Hier ist er, vier Zeilen:

*Lila ein Schwein saß still auf einem Baum
Und wiegte sich auf zweifelbaren Ästen.
Wir sahen beide, und auf wenigem Raum.
So, manchmal, heilt die Nacht des Tags Gebresten.*

Kalinowski: *Das ging so durch?*

Kirsch: Der Kirchenvorstand muss zustimmen. Und ich habe Volker Braun gebeten, ein kleines Gutachten zu schreiben. Hat er gemacht.

Kalinowski: *Haben Sie Angst vorm Tod?*

Kirsch: Nein, vor dem Tod nicht. Furcht habe ich vor Siechtum und davor, nicht erledigt zu haben, was mir wichtig ist.

Kalinowski: *Das ist?*

Kirsch: Es kann ja sein, die Welt geht unter und zerbombt sich. Aber wenn sie es nicht tut, könnte auch sein, dass es mal wieder Leute gibt, die sich für meine Texte interessieren. Zum Amt des Dichters gehört, mit der Wette auf die Nachwelt zu leben.

neues deutschland, 19.7.2014